

Das Aussehen des normalen Falters in beiden Geschlechtern wird Ihnen allen wohl bekannt sein. Mann und Weib haben im Totalanblick, ganz abgesehen von dem beträchtlichen Größenunterschiede, fast nicht die geringste Aehnlichkeit miteinander, weswegen der Falter den Namen dispar, d. h. ungleich, mit vollem Rechte führt.

Ebenso ungleich, wie im Aussehen, sind die beiden Geschlechter auch in ihrem Temperament „Keine Ruh' bei Tag und Nacht“ könnte der männliche Schwammspinner mit Leporello sagen; denn zu allen Tages- und Nachtzeiten kann man ihn ungestüm herumwirbeln sehen, auf der Suche nach einer Gattin. Geradezu liebeshell scheint der kleine Kerl oft zu sein, und er dürfte daher für Hybridenversuche ein dankbares Objekt abgeben; denn dieser ausgesprochene Schürzenjäger ist in der Auswahl seiner Liebsten nicht im mindesten wählerisch! Wenn man hört, daß solch ein Don Juan sich nicht scheute, Paarungsversuche mit einem schon auf dem Spannbrette befindlichen, noch nicht ganz toten Weibe der Kupferglucke, *Gastrópacha quercifolia* L., zu unternehmen, so wird man sich auch nicht weiter wundern, wenn berichtet wird, daß man ihn auch schon beim Ehebruch mit einem weiblichen Kohlweißling, *Pieris brassicae* L., erappte. Ich selbst konnte beobachten, daß in meinem Zuchtkasten alle meine Dispar-Männer nicht nur an sämtlichen weiblichen Faltern, gleichviel, welcher Art, ihre ehelichen und unehelichen Pflichten zu erfüllen bestrebt waren, nein, sie näherten sich, *horribile dictu*, verwerflicher Weise ebenso eifrig auch ihresgleichen mit unzüchtigen Absichten. Zu einer wirklichen Paarung mit einem Weibe einer anderen Art kam es bei meinen Faltern indessen nicht. Die Schuld hieran lag ausschließlich an dem tugendhaften Widerstande der Weiber, die in der klösterlichen Zurückgezogenheit des Puppenkastens, fern vom verderblichen Einflusse der Welt aufgewachsen, ein leuchtendes Vorbild von Sittreinheit gewährten, und alle Anbiederungsversuche der Dispar-Lebemänner entrüstet abwiesen. Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch zweier kleiner Erlebnisse Erwähnung tun. Einstmals hatte ich eine Anzahl ganz besonders kleiner Männchen des Großkopfes, die aber gleichwohl außerordentlich lebhaft waren (klein, aber oho!); und da konnte ich denn eines Tages schmunzelnd zusehen, wie einer dieser Zwerge mit einer Spannweite von noch nicht 3 cm sich heiß bemühte, ein riesiges, über 14 cm klafterndes Weib von *Rothschildia (Attacus) orizába* Westw. in die Mysterien der Liebe einzuführen. Sie müssen sich diesen Anblick nur einmal zu vergegenwärtigen suchen! Doch vergeblich waren alle Anstrengungen: mochte er seiner Erwählten nun auf dem Leibe, dem Kopfe oder auch den Flügeln herumturnen, die Undankbare bemerkte ihn gar nicht, verhielt sich wenigstens völlig indolent. — Anders erging es Disparmännern, die sich mit Weibern des Kiefernspinners, *Dendrolimus pini* L., paaren sollten. Auch sie gaben sich alle erdenkliche Mühe, der ihnen von mir gestellten Aufgabe gerecht zu werden, allein alle Versuche scheiterten an dem amazonenhaften Widerstande der Weiber, die die lästigen Freier kurz und bündig mit einem einzigen Flügelschlage in die andere Ecke des Zuchtkastens zu befördern pfl egten. Da mir damit aber nicht gedient war, verschwor ich mich mit den Männern gegen die Tugend der Weiber und beschnitt letzteren stark die Flügel, so daß diese nur nach den vorderen Teil des Leibes bedeckten. So hatte ich auch wieder einmal die Schere gezückt, um ein Pini-Weib der schützenden Hülle zu berauben, da bemerkte ich im letzten Augenblicke noch, daß ich kein Weib sondern einen Hermaphroditen, einen geteilten Zwitter, in der Hand hatte. Der Schreck, den ich noch nachträglich empfand, war nicht klein, und un-

willkürlich erinnerte ich mich lehaft des Gedichtes vom Reiter über den Bodensee. — Nicht immer indessen sind die Versuche des Großkopfmannes, sich mit Weibern anderer Arten zu begatten, erfolglos: Wie berichtet wird, kam eine Paarung zwischen einem Disparmann und dem Weibe des Quittenvogels, *Lasiocampa quercus* L., zustande; das Weib legte 10 Eier, deren 2 die Räumchen ergaben, die indessen starben. (Fortsetzung folgt.)

Zur richtigen Betonung der lateinischen Namen.

Von *Otto Meißner*, Potsdam.

1. Einleitung.

§ 1. Die wissenschaftlichen Bezeichnungen aller Tiere und Pflanzen sind — seit nicht ganz 2 Jahrhunderten — nach allgemein angenommenem Gebrauch lateinisch, und zwar ist es eine „binäre Nomenklatur“, (zweifache Namensbezeichnung), indem, wie bekannt, zuerst der Gattungs- und dann der Artname steht. Bei vielen Gelegenheiten hat sich heutzutage eine ternäre Nomenklatur nötig gemacht, wenn es sich um die genauere Bezeichnung von Varietäten, Aberrationen oder dgl. handelt. Stillschweigend, für die früheren Zeiten aber selbstverständlich, ist hinzuzufügen, daß es sich nur um die Formen des „klassischen“ Lateins handeln kann, d. h. man soll so schreiben — und womöglich sprechen — wie die gebildeten Römer zu den Zeiten Ciceros, Caesars und Augustus', ungefähr um den Beginn unserer Zeitrechnung also

§ 2. Verstöße hiergegen sind mannigfach und zum Teil schon alt. Eigentlich gehören alle Dedikations- (Widmungs)-Namen hierher, selbst wenn, wie dies früher geschah, die Namen mehr oder weniger oberflächlich latinisiert sind. Heutzutage erspart man sich selbst diese Mühe — aber wer, der nur irgend „Sprachgefühl“ hat — er braucht gar nicht einmal humanistisch gebildet zu sein — wird ein Wort wie „Kindervateri“ o. ä. für lateinisch halten?! Solche Namen sollten also strenggenommen durchweg als ungültig bezeichnet werden, nicht minder aber auch solche, die Anagramme anderer Namen darstellen oder gar — auch das kommt vor — frei erfunden sind. Z. B. ist der Name der bekannten Odonatengattung „Aeschna“ nicht lateinisch! Ich vermute (konjiziere würde in solchem Falle der Altphilologe sagen), es ist ein einfaches Versehen für „Aeschra“, das aus dem Griechischen stammt und hier etwa „die Gewaltige“ oder so ähnliches bedeuten könnte. Besonders schlimm ist es, wenn man gar noch Buchstaben benutzt, die es im lateinischen Alphabet gar nicht gibt, wie *č*, *ř*, *š* usw.

§ 3. Das damalige lateinische Alphabet, wie alle Alphabete der europäischen Kulturvölker aus dem Semitischen durch Vermittlung des Griechischen stammend, besaß 21 Buchstaben, nämlich: a b c d e f g h i k l m n o p q r s t v x, wozu später bei starker Aufnahme griechischer Fremdwörter noch y — vermutlich etwa „ü“*) gesprochen — und z — wie „stimmhaftes“ s (unwissenschaftlich auch „weiches s“ genannt) z. B. in „Rose“ gesprochen — kamen; i und j, ebenso u und v, wurden nicht unterschieden: der Versuch des Kaisers Claudius, eines Philologen und Historikers, das konsonantische v durch das umgekehrte griechische Digamma: φ zu bezeichnen, scheiterte. Wir schreiben meist inkonsequent (unfolgerichtig) i für i und j, trennen aber u und v. Dieser Gebrauch ist noch keineswegs so sehr alt, keine anderthalb Jahrhunderte.

*) Ob genau so, fragt sich! Das deutsche y ist eigentlich i-j, vgl. das Niederländische!

§ 4. Die Aussprache des klassischen Lateins können wir nur erschließen, und zwar mit viel geringerer Genauigkeit als die des „Vulgärlateins“ (des römischen „Platt“), aus dem die neuen romanischen Sprachen hervorgegangen sind, und dessen Lautbestand wir deshalb einigermaßen sicher rekonstruieren können. Sicher aber ist, daß damals — d. h. zu Ciceros Zeit, das c noch vor allen Vokalen wie „k“ gesprochen wurde, also Kikero und Kaesar, woher ja auch unser Kaiser, mittelpers. „Kisra“, Kerker aus „carcer“ u. a. m. Erst mindestens 200 Jahre später trat die „Paltalisierung“, d. h. Erweichung, des k vor den Vordergaumenvokalen a e i ö y ein. Daher wurde nun cella zu „Zelle“ (etwa zur Karolingerzeit). Um diese Zeit auch begann man — ti — wie „zi“ zu sprechen und daher z. T. auch „ci“ zu schreiben. — In den griechischen Fremdwörtern wurde ch, das griechische „x“, wie bei uns in „ach“ gesprochen, nicht wie in „ich“. ph in griechischen Fremdwörtern wurde wohl schon damals wie f gesprochen (bei den Griechen selbst ursprünglich wie das norddeutsche „P“ in Paar, wo man hinter dem p einen deutlichen Hauch hört („aspirierte Tenuis“, wissensch. p^o geschrieben).

2. Die Betonung im alten Latein.

§ 1. Das Indogermanische war wohl schon — die ältesten indischen Texte, aus den „Veden“ (d. h. Wissen) lassen dies vermuten — um 2000 vor Chr. im wesentlichen in die Teile zerfallen, die noch heute vorhanden sind. Eine Anzahl Sprachen freilich, und gerade solche, die uns über die ältesten Sprachzustände gute Auskunft geben könnten, sind inzwischen ausgestorben. Uebrigens machen es neuere Funde indogermanischer Sprachen in Mittelasien doch wieder wahrscheinlich, daß die Urheimat der Indogermanen, wie man anfänglich annahm, später aber bestritt, in Zentralasien liegt, nicht in Europa, wie es noch vor wenig Jahren die herrschende Ansicht war, und daß, was völkische Kreise gewiß bedauern, wo nicht gar bestreiten werden, auch die Germanen keine reine Rasse sind, sondern, wie aus den bedeutenden Lautverschiebungen gegenüber den meisten anderen indogermanischen Sprachen hervorzugehen scheint, eine starke nichtindogermanische Blutbeimischung enthalten*); doch das gehört nicht zum Thema!

§ 2. Der Akzent der indogermanischen Sprache war, wie man aus der Sprachvergleichung ziemlich sicher erschließen kann, „musikalisch“, d. h. die betonte Silbe wurde höher gesprochen als die anderen, nicht wie im Deutschen „expiratorisch“, d. h. mit größerer Stärke. Er war auch frei, d. h. er konnte auf jeder beliebigen Silbe des Wortes stehen, auch ganz fehlen, z. B. in Imperativ und Vokativ.

Dieser freie Akzent hat sich aber nirgends erhalten. Verhältnismäßig am wenigsten haben noch die slavischen Sprachen geändert, auch das alte Sanskrit. Im Griechischen ist er durch das Dreisilbengesetz gebunden, das schon vorhomerisch ist. Im Germanischen hat die Anfangsbetonung grundstürzende Veränderungen, namentlich auch der ja stets den Schluß bildenden Flexions-silben, wahrscheinlich, worauf im vorigen § hingedeutet wurde, unter dem Einflusse germanisch sprechender Nichtindogermanen, hervorgerufen. Dies — die sogen. „erste germanische Lautverschiebung“ — ist wahrscheinlich bald nach oder um 1000 vor Chr. geschehen. (Die zweite „hochdeutsche“ Lautverschiebung erfolgte ungefähr zur Karolingerzeit.) (Fortsetzung folgt.)

* Daß die Germanen nicht „Autochthonen“ (Ureinwohner) von Skandinavien sind, wie Laienkreise gern annehmen, ist sicher. Sie haben vielmehr die dort vor ihnen wohnenden Lappen, einen „ural-altaischen“ Volksstamm, verdrängt.

Zum Rückgang der Schmetterlingsfauna.

Von *Nadbyl*, Eisenach.

(Schluß.)

Wenden wir uns von diesem kaum zu beantwortenden Thema ab und stellen wir die Frage, welche Faktoren denn sonst (im Großen) eine Lepidopteren-Verringerung bedingen könnten, so ergibt sich, daß eine bedeutende Verkleinerung der europäischen Wälder und eine dadurch bedingte Senkung des Grundwasserniveaus durchgreifende Änderungen in der Tier- und Pflanzenwelt zur Folge haben könnte. Ich glaube aber nicht, daß dies in Deutschland in den letzten 100 Jahren so schlimm damit gewesen ist; denn dem größeren industriellen Verbrauch steht doch auch eine bedeutend sorgfältige Wiederaufforstung gegenüber. Es käme die Verdrängung der Insekten doch wohl nur da in Frage, wo an Stelle von Wäldern, Acker- und Kulturland geschaffen worden ist. Das mag ja im dichtbevölkerten Flachland in den letzten 100 Jahren vielfach geschehen sein, im großen ganzen dürfte aber der Bestand unserer deutschen Hochwälder in diesem Zeitraum nicht viel verringert haben. — Zuverlässiger könnten wir diesen ganzen Fragenkomplex beantworten, wenn Entomologen seit ca 50—60 Jahren mitten in diesen Wäldern gelebt und ständig Gelegenheit zur Beobachtung und Aufzeichnung gehabt hätten, was ja praktisch wohl nie geschehen ist. Und selbst auf Grund jahrzehntelanger Beobachtungen an einer und derselben Stelle kann man wohl beim Ausbleiben einer bestimmten Art nicht ohne weiteres von „Aussterben“ reden. — Die Art kann eben „gewandert“ sein, auf Jahrzehnte verschwinden, um dann ohne jede Ursache plötzlich wieder in Anzahl zu erscheinen.

Und damit kommen wir zu einer wohl den meisten alten Entomologen bekannten Erscheinung, für die es kaum eine plausible Erklärung gibt: dem Verschwinden und Wiederauftreten bestimmter Arten. — Ich will, ohne eine weitschweifige Lokalfauna von Eisenach hier zu entwickeln, im folgenden nur einige markante Arten behandeln, deren Häufigkeit in besonderer Weise ab- oder auch zugenommen hat.

Von den Tagfaltern sind dies u. a. *podalirius* und *machaon*, die um 1905 häufig, in den letzten 10 Jahren aber seltener werden. Grund wohl bei beiden zu große Sammeltätigkeit, aber auch Niederlegung dichter Schlehenhecken (*podalirius*).

Um die Jahrhundertwende war sodann *iris* hier nicht selten, nahm dann mehr und mehr ab, um dieses Jahr plötzlich in einer von mir nicht beobachteten Häufigkeit aufzutreten.

Satyrus briseis war 1905—1920 von mir hier nicht gesichtet, 1920 entdeckte ich ihn an einer schon Jahrzehnte hindurch besuchten Stelle in Massen.

Colias edusa war hier immer selten, 1908 dagegen im Spätherbst in größerer Anzahl zu fangen. Uebrigens wurden allein 1908 auch *atropos*-Puppen in großer Anzahl gefunden.

Prot convolvuli war 1904—1906 an Tabak etc. häufig, seit dieser Zeit nur noch wenig beobachtet. Ganz ausgestorben scheint hier um Eisenach *D. galii* zu sein, dessen Raupe vor 35—40 Jahren noch nicht selten war.

Lemonia dumi war auch von alten Sammlern hier nie beobachtet worden, als dieser Spinner 1907 ganz plötzlich in Mengen auftrat; er hielt sich einige Jahre in gleicher Häufigkeit, um dann langsam abzunehmen und schließlich (1920) ganz zu verschwinden, obwohl an der Hauptflugstelle keinerlei Veränderung eingetreten ist. —

Eine auffällige Vermehrung erlebte ich dies Jahr an der hier sonst nicht häufigen *Ph. dictaeoides*, während

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Entomologische Zeitschrift](#)

Jahr/Year: 1925/26

Band/Volume: [39](#)

Autor(en)/Author(s): Meißner Otto

Artikel/Article: [Zur richtigen Betonung der lateinischen Namen. 146-147](#)